

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Evangelisches Kirchen- und Volksblatt. 1877-1919 1871

45 (5.11.1871)

Evangelisches Kirchen- und Volksblatt

Wöchentlich einen halben Bogen.
Durch alle Postämter und Buch-
handlungen zu bestellen.
Inserate: die gepaltene Petit-
zeile 3 kr. = 1 Sgr.

für das

Großherzogthum Baden.

Preis halbjährlich 1 Gulden
ohne Postzuschlag. Im Buchhandel
halbjährlich 1 fl. 15 kr. = 25 Sgr.
Preis einer Nr. 3 kr.

Nr. 45.

Sonntag, den 3. November

1871.

Inhalt: Oktober-Versammlung in Berlin. — Rede des Kirchenraths Oberlin gegen die Pfarrwahl in der 13. Sitzung der Generalsynode gehalten. — Correspondenzen. — Vom Oberland. — Aus Baden. — Vom Rhein. — Die Berliner Oktober-Versammlung. — Noch einmal der schwarze Doctor. — Anzeigen.

Oktober-Versammlung in Berlin.

Die Gemeinschaft der evangelischen Landeskirchen im deutschen Reich war der Gegenstand, über welchen Dr. Brückner, Generalsuperintendent und Professor in Berlin am 2. Tage (11. Oct.) einen Vortrag hielt. Er sagte: „Wenn irgend etwas, so gebührt die Anbahnung einer Gemeinschaft der evangelischen Landeskirchen in Deutschland zu dem geistlichen Erbe aus den Jahren 1870 und 1871, von dem gestern gehandelt. Es ist keine Frage der Kirchenpolitik, sondern des sittlich-religiösen Interesses. Gelingt es nicht, die Nothwendigkeit einer solchen Gemeinschaft zur allgemeinen Ueberzeugung zu erheben und Mittel zur Herstellung einer solchen zu finden, so muß die Erstrebung der gestern empfohlenen Ziele an der kirchlichen Zersplitterung scheitern oder doch erlahmen. Nur in der Zusammenfassung der Kräfte wird Großes geleistet. Eine solche ist aber nicht denkbar ohne eine bestimmte Organisation. Diese beiden Sätze sind die Grundgedanken des Vortrags. Auf diese zwar alten Grundwahrheiten und wieder zu besinnen, hat der Krieg uns gelehrt. Viele erwarten von der Oktober-Versammlung nichts anderes, als eine Bestätigung der alten Gegensätze. Bezeichnend ist es, daß man den Rath gegeben, lieber das Verhältnis zu Rom oder zur altkatholischen Bewegung zum Gegenstande der Verhandlung zu machen. Die Voraussetzung solchen Rathes ist die, daß wir uns nach dieser Richtung hin leichter würden einigen können. Aber ist es denn wirklich dahin gekommen, daß unter den evangelischen Christen eine Verständigung über innerkirchliche Fragen nicht mehr möglich ist? Soll wirklich das alle kirchlichen Verhandlungen vergiftende Mißtrauen das letzte Wort in unsern Verhandlungen haben? — Ob auch der Parteiterrorismus unter dem Namen der Parteidisziplin von dem Besuch dieser Versammlung abzuhalten versucht hat, so beweist doch das zahlreiche Erscheinen der Versammlung, daß wirklich ein tiefes, allgemeines Verlangen nach Verständigung vorhanden ist. Sollte auch unsere Versammlung nicht das rechte Organ sein zur Anbahnung einer solchen Verständigung, so wird vielleicht eine andere Versammlung das verwirklichen, was hier erstrebt wird. Aber etwas muß geschehen. Leider ist die Rückwirkung des nationalen Umwandlungsprozesses auf die konfessionellen Verhältnisse nicht wahrnehmbar. Zwar ist seit dem vatikanischen Konzil ein Zusammengehen mit Rom für immer unmöglich. Aber wenn wir auch die eine Klüft nicht zu überbrücken vermögen, sollten wir nicht wenigstens zur Einigung des evangelischen Theiles unseres Volkes Handreichung leisten können? Freilich müssen wir uns dabei durchaus auf geschichtlichem Boden befinden. Die Wahrung der geschichtlichen Continuität ist für jede Fortentwicklung der Kirche eines der obersten Gesetze. Aber ebenso wenig dürfen wir Bestehendes um jeden Preis festhalten wollen. Es ist Thatsache der Geschichte, daß unser evangelisches Kirchenthum sich in der Form von Landes- oder provinziellen Kirchenthum vollzogen hat. Eine evangelische Kirche — dieser Ausdruck im Sinne des Verfassungsorganismus genommen — haben wir niemals besessen. Was unsere Stämme auf nationalem Gebiet, das sind unsere Landes- oder Provinzialkirchen auf kirchlichem Gebiet. Mannigfaltigkeit ist auch auf kirchlichem Gebiet die Signatur unserer Zeit. Sie ist, wie überall, auch hier die Garantie der Freiheit. Es liegt eine tiefe Wahrheit in der Sehnsucht Friedrich Wilhelms IV. nach Kirchen von geringerem Umfang. Das liebevolle Eingehen auf das Einzelne, der lebendige Rapport zwischen Kirchenregiment, Amt und Gemeinde ist in kleineren Kirchenkreisen viel leichter auszuführen. Darum sagen wir von dem Landeskirchentum: Verdirb es nicht, es ist ein Segen darin. Was kann man auch an die Stelle setzen? Es sind zwei Vorschläge gemacht. Eine Nationalkirche, sagen die Einen. Eine lutherische Bekenntniskirche, sagen Andere. Aber die Nationalkirche wäre nicht möglich ohne Aufhebung der selbstständigen Bewegung der einzelnen Kirchenkreise; die lutherische Bekenntniskirche ist nicht ausführbar ohne Darangabe der Volkskirche. In der einen ist eine falsche Mischung, in der andern eine falsche Scheidung. In beiden Gedanken liegt ein Protes. In dem einen gegen engherzige Exklusivität. In dem andern gegen die Vergewaltigung in Sachen des Glaubens und Gewissens. Doch ein Band soll geschlungen werden. Wie es jetzt ist, emblemen die Kirchen jedes organischen Verbandes. Und ist vorhin das Recht der Mannigfaltigkeit betont, so muß jetzt um so stärker die Pflicht der Einigung betont werden. Aber sie geschehe in der rechten Art. Der Grundtrieb des deutschen Volksgespirits zielt auf

Einigung. Wir beklagen den Riß zwischen Katholiken und Evangelischen. Es hat zwar auch unter den Katholiken viele edle Patrioten gegeben. Aber der gegenwärtige Katholizismus gravitirt nach Rom. Und mancher gute Katholik mag an einem schweren Zwiespalt krankem, zwischen religiösem Gewissen und nationalem Gefühl. Bei uns ist es ein Anderes. In Deutschland ist das Evangelische auch das Nationale. Um so mehr hat die evangelische Kirche eine große nationale Aufgabe. Es geht auch durch das evangelische Volk der Grundtrieb auf Einigung, nicht auf Zertrennung. — Weiter. Es ist bekannt, daß Rom seine Superiorität zu steigern versucht hat. Die deutschen Bischöfe haben sich unterworfen. Man kann nicht ohne Mitleid auf die Männer blicken. Aber die Thatsache steht fest und rammt auch das Andere, daß Rom geschlossener denn je seine Regionen gegen uns in den Kampf führt. Es ist ein Kampf ums Dasein, der unserer Kirche bevorsteht. Wird sie diesem gewachsen sein? Zwar als Kirche des Wortes Gottes hat sie die Verdrängung unaufrichtigen Lebens und wird auch sterbend die lebende sein. Aber wer will die Verantwortung übernehmen, daß unsere Kirche auch nur zeitweilig geschwächt erscheint? zuwat in einer Zeit, wo sie von vielen Kindern geschlagen wird, die sie großgezogen hat. Neben dem Ultramontanismus ist es der Radikalismus, der gegen unsere Kirche kämpft. Sägt man die Kirche kann warten? Ja, sie kann warten, nöthigenfalls bis zum jüngsten Tage. Aber sie darf nicht warten. Am wenigsten auf uns. — Die Gemeinschaft der evangelischen Landeskirchen ist eine geschichtliche Nothwendigkeit. Es ist Thatsache, daß seitens der Politik der katholischen Kirche mehr Rücksicht gewährt wird, als der evangelischen. Woher das? Einheit, nicht bloßes Wissen, ist Macht. Das sehen wir an der katholischen Kirche. Unsere Kirche rechnet zu sehr mit dem persönlichen Gewissen, der Ueberzeugung, zu wenig mit äußern Machtmitteln. Sie darf auch nicht anders. Aber es ist die Art der Politik, auch der deutschen, Bewegungen auf andern Gebieten zu beschleunigen durch Konzeptionen auf dem kirchlichen Gebiet. Wir sollen ja Opfer sein; aber doch nur für den Herrn. Es hat Jemand gesagt, es liege im Wesen eines evangelischen Kirchenregiments, die Gemeinden im Stande der Widerstandsfähigkeit zu erhalten. Wahr. Aber dasselbe gilt auch von den Landeskirchen gegenüber der weltlichen Macht. Die Widerstandsfähigkeit der Landeskirchen gegen kirchenfeindliche Tendenzen des Staates würde eine viel geringere sein, wenn sie in ihrer Zersplitterung beharrten. Zum kräftigen Widerstande bedarf es eines öffentlichen Organes. Es ist auch unserer Zeit charakteristisch, daß nur das etwas gelten kann, was sich Geltung zu verschaffen weiß. Daß man der evangelischen Kirche dies Attribut zugesche, dazu bedarf sie eines engen Zusammenchlusses. — Einen solchen fordern auch die industriellen, kommerziellen, sozialen Zustände. Die massenhafte Anhäufung einer gemischten Bevölkerung, Freizügigkeit, Eisenbahnen bewirken, daß Christen aus lutherischen Ländern in unire und umgekehrt verschlagen werden. Dadurch wird bei dem jetzigen Zustande der evangelischen Kirchen einer schädlichen Indifferenzierung der evangelischen Lehrenterschiede der Weg gebahnt. Wenn tarum dem römischen: „Ubi Petrus, ibi ecclesia“ gegenüber Evangelische rufen: „Ubi Lutherus, ibi ecclesia“, dann thut es noth, desto lauter zu bekennen: „Ubi Christus, ibi ecclesia.“ — Wenn weiter zu erinnern ist an die ungeheuren Aufgaben der Kirche, die sie nur viribus unitis lösen kann, an die verkehrten Weltanschauungen, die immer tiefer in die Gesellschaft eindringen, an den Wettstreit zwischen positivistischer Gläubigkeit und weltlich-humanistischer Sittlichkeit, so muß jeder evangelische Christ, auf welchem Standpunkt er auch stehe, das Eine einräumen, daß der Streit zwischen Confession und Union, der Zwiespalt der evangelischen Confessionen unter einander gegenwärtig weit zurücktritt gegen die Solidarität der evangelisch-christlichen Interessen. (Bravo.) Freilich ist gegenwärtig der Widerstreit der beiden Prinzipien, Confession und Union, ein akuter geworden. Woran liegt das? Sie sind zur Parole der Parteien und der Richtungen geworden. Als ich in der Konfessionskirche lebte, trat mir von vielen Seiten die Befürchtung entgegen, daß die Union darauf ausgehe, die Confession zu absorbieren. Seitdem ich der Unionskirche angehöre, ist die andere Befürchtung vorherrschend, daß die confessionelle Strömung die Union auflösen wolle. Das Mißtrauen ist groß. Es ist viel gesündigt im Streit. Darum müssen wir alle Buße thun. Das ist das Erste. (Zustimmung.) Aber wir können auch den Wunsch nicht unterdrücken, daß der Streit künftig wenigstens nicht mit vergifteten Waffen geführt werde. Wenn es aber

einfache Thatsache ist, daß in dem Streit der beiden Prinzipien gegenwärtig noch nicht das letzte Wort gesprochen ist und werden kann, so ist die Folge, daß, wenn man vom Zusammenschluß handelt, der gegenwärtige kirchliche Bestand nicht angerührt werden darf. Ich gebe überhaupt von zwei Voraussetzungen aus: wechselseitige Anerkennung des Bekenntnisstandes der einzelnen Landeskirchen und Schonung der sonstigen geschichtlichen Eigentümlichkeiten derselben. — Den endlichen Vorschlägen näher tretend, sende ich drei Vorbemerkungen voraus: 1) Hüten wir uns vor einer Versuchung, nämlich von der Art der politischen Einigung die Methode zur kirchlichen Vereinigung zu entlehnen. 2) Mit Einrichtungen allein ist's nicht gethan. Männer voll heiligen Geistes und Weisheit bedürfen wir. 3) Bewahren wir uns einen nüchternen Blick und begnügen uns mit dem Erreichbaren. — Indem Referent den persönlichen Herzenswunsch ausspricht, es möchten die deutschen Evangelischen sich um das Grundbekenntnis schaaeren und sich als Augoburgische Konfessions Verwandte fühlen, so verzichtet er doch vorläufig, diesen Wunsch zum Vorschlag zu erheben, weil Viele sagen, das könne nur auf Kosten der Wahrheit geschehen. Und ohne Wahrheit keinen Fortschritt! Doch das Gegenwärtige reicht nicht aus. Gegenseitiges Lernen von einander, gemeinsam geübte Liebesthätigkeit, auch die Eifenacher Conferenz genüge nicht. Es muß mehr sein. Was denn? — Die erste Forderung: freie Gewährung der Abendmahls-Gemeinschaft, d. h. allgemeine und öffentliche Anerkennung des Grundsatzes, daß jeder evangelische Christ in einer anderen Landeskirche ohne einen anderen Vorbehalt, als den, daß ihm das Sakrament nach der Ordnung jener Kirche gereicht wird, zum Genuß des Abendmahls gastweise zugelassen werde. Es ist schon viel mehr da, als man denkt. Christen aus lutherischen Ländern nehmen Theil am Sakrament in unierten Kirchen und umgekehrt. Man nenne das nicht ein Defizit von Erkenntnis; es ist die Rückforderung eines evangelischen Urrechtes. Ein aufrichtiger Christ trägt schon schwer genug daran, daß das Abendmahl nicht das ökumenisch-christliche Sakrament sein kann; aber das ökumenisch-evangelische soll es werden. Oder soll das Bundesmahl immer nur Zeichen der Trennung sein? (Sehr gut!) — Die zweite Forderung ist ein Organ für regelmäßigen Verkehr des Zusammenwirkens. Dies darf weder bloß aus Vertretern des Kirchenregiments bestehen (kirchlicher Vundestrath), noch bloß in Synoden seinen Ausdruck finden (kirchlicher Reichstag). Es soll ein evangelischer Kirchenbund, eine Kirchen-Konvokation sein. Indem wir wegen der weiteren Ausführung dieses Punktes auf den Bericht der gestrigen Zeitung verweisen, erübrigt noch der Schluß des höchst anregenden Vortrages. Ref. wisse wohl, daß er den Einen zu viel, den Andern zu wenig fordere. Er habe Niemand zu Lieb, und Niemand zu Leid, sondern Gott zur Ehre reden wollen. Er appellire an das noch vorhandene evangelische Gewissen im Volke. Es möge auch in dieser Versammlung nicht fehlen. Aber den gemeinsamen Herrn frage er, ob seine Stunde geschlagen. Der heutige Tag werde die Antwort darauf geben. Zum Schluß salte er die Hände und bete: „Friedesfürst, laß deinen Frieden heute in unserer Mitte wohnen u. s. w. Amen.“

Rede des Kirchenraths Berlin gegen die Pfarrwahl in der 13. Sitzung der General Synode gehalten.*)

Ich befinde mich nicht in Uebereinstimmung mit dem ersten Theile des Vorschlags der Commission, daß statt „3 Bewerber“ gesetzt werden soll „6 Bewerber“. Die Erfahrung, die ich mit dem größten Theil der Geistlichen gemacht habe, lehrt, daß wenn auch nur 3 Bewerber der Gemeinde bekannt gemacht werden, immer eine oft herbe Bekrittelung der Person der Geistlichen stattfindet. Die Personen werden mehr oder weniger blamirt. Ich will als Beispiel anführen, daß in einer Gemeinde einer der Vorgesetzten für einen Trinker erklärt wurde, der die nächsternste Persönlichkeit ist; und aus diesem Hauptgrunde, damit nicht 6 Bewerber mehr oder weniger blamirt werden, stimme ich dafür, es möge bei den 3 Bewerbern bleiben, wenn das überhaupt nicht zu ändern ist. Dagegen bin ich sehr geneigt, dafür zu stimmen, daß wenn eine Gemeinde sich nicht gleich bei der ersten Wahl entscheiden kann, die Stelle sofort auf den Vorschlag des Oberkirchenraths durch den Großherzog besetzt werde. Denn die Erfahrung lehrt, daß die Gemeinden die Freiheit, zum zweiten Mal wählen zu dürfen, zum Troge missbrauchen, um ihre Wünsche für eine Persönlichkeit durchzusetzen, und das ist sehr beleidigend für die vorgeschlagenen Geistlichen. Es kamen in letzterer Beziehung Fälle vor, wo unter Anderem eine Gemeinde geradezu erklärt hat „die sind uns zu alt“. Also, wir Alten sind geradezu hinausgeworfen; das ist eine öffentliche Blame. Das Alter, das man in Ehren halten soll, das wird der öffentlichen Blame ausgesetzt. Es soll daher eine solche Stelle sogleich durch den Großherzog besetzt werden, wenn die Gemeinde sich nicht dazu entschließen kann, einen der 3 Bewerber zu wählen.

Auf der andern Seite erlauben Sie mir, kurz die Gründe anzuführen, die mich dazu bestimmen, zu wünschen, daß die Pfarrwahl ganz abgeschafft, und die Besetzung der Stellen in die Hände des Oberkirchenraths wieder, wie früher, zurückgegeben werde. Es sind auch hier die Erfahrungen, die ich als Wahlkommissär gemacht habe, für mich entscheidend.

Glauben Sie ja nicht, daß, wie wir von einem der Vorredner gehört haben, die Gemeinden sich dieses Recht nicht mehr nehmen lassen. Wohl mögen einige größeren Städte daran hartnäckiger festhalten, diese

*) Da die offizielle Ausgabe der Synodalverhandlungen lange auf sich warten läßt, die Rede dieses aber für die Pfarrwahl seiner Zeit in den politischen Blättern abgedruckt worden ist, so geben wir der Veröffentlichung dieser Rede gerne Raum, ohne daß wir alle einzelnen Sätze derselben vertreten möchten. Unser Blatt ist ein Sprechsal für die verschiedenen Anschauungen auf schriftgläubiger Grundlage.

haben aber auch, als noch keine Pfarrwahl da war, gerade diejenigen Geistlichen durchgesetzt, die sie haben wollten. Die Gemeinden müssen sich es aber gefallen lassen, wenn die Gesetzgebung im höheren Interesse die Pfarrwahl wieder zurückziehen würde. Sie empfinden aber auch jetzt schon die große Verantwortlichkeit, welche ihnen die Pfarrwahl auferlegt. Sie wählen, wenn die Zeit kommt, die Deputirten, die sich für den einen, oder den andern der Vorgesetzten entscheiden sollen. Wenn dann die Wahl nicht gelingt, und der Gewählte, von dem man schon so oft gesagt hat, daß er der Mann des Vertrauens sei, nicht entspricht, möchte man denselben gerne wieder los haben, und da dies nicht geht, so sind Gemeinde und Pfarrer sehr schlimm daran. Sie sehen dann ein, und haben den Beweis in Händen, daß die Pfarrwahl für sie ein Unglück ist, und verzichten gerne auf ein Recht, das sie nicht verlangt haben.

Ich möchte aber auf einen andern Gesichtspunkt aufmerksam machen, welchen mir die Erfahrung in die Hand gegeben hat. Die Pfarrwahl entspricht den sanguinischen Erwartungen nicht, die man von ihr hatte, und hat große Nachteile.

Zum Ersten wird die Wirksamkeit des Geistlichen durch dieselbe keineswegs gefördert. Es ist in dem Commissionsberichte ausgeführt worden, daß der Gewählte der Mann des Vertrauens sei, und daß er schon als solcher eine desto gesegnetere Wirksamkeit haben werde. Man sollte doch von diesem gutmütigen Doctrinarismus ein Mal abkommen, und sich durch die Erfahrung belehren lassen, daß auch der Gewählte das Vertrauen erst erwerben muß. Die Wahl leistet der Wirksamkeit gar keinen Vorschub. Ja sie nicht einstimmig, so schädigt sie dieselbe von vorn herein, und bringt Spaltungen in die Gemeinde.

Zum Zweiten lehrt die Erfahrung: Die Pfarrwahl setzt den Stand der Geistlichen herunter. Ich sehe hier Jemand den Kopf schütteln, und weiß wohl, daß diese Aeußerung Widerspruch findet, aber man stellt sich die Sache viel zu ideal vor, die realen Verhältnisse liegen anders. Ich sage also, die Pfarrwahl setzt den Stand der Geistlichen herab, denn ich habe schon oft wahrgenommen, wie an den Vorgesetzten allerlei Fehler hervorgehoben werden, Fehler des Alters sowohl, als sonstige kleine Gebrechen, und unbedeutende Mängel. Wir sind alle Menschen, und es hat jeder seinen Mangel; es ist aber schlimm und es leidet das Ansehen sehr darunter, wenn man auf solche Weise die Geistlichen einer öffentlichen Kritik aussetzt, wie man denn oft hören muß, der hat diese und jene Mängel, er ist ein Mucker, oder einer, der nicht nach der Schrift predigt (Ungläubiger), er predigt zu lang, hat viele Kinder, ist zu dick, er hat keine rechte Postur, er ist nicht laut genug, gestikulirt nicht u. s. w. Solche Erfahrungen habe ich schon öfters und zum Theil als Wahlkommissär gemacht. Sie setzen den Stand und das Ansehen der Geistlichen in den Augen des Volkes herunter.

Zum dritten muß ich behaupten, die Pfarrwahl wirkt auf den Charakter der Geistlichen höchst nachtheilig. Die Geistlichen müssen sich ducken, und sie fangen auch an, sich zu ducken. Manche wagen es kaum mehr, mit der gehörigen Freimüthigkeit gegen die in den Gemeinden einreisenden Sünden und Laster aufzutreten und zu predigen. Man fürchtet, es mit einflussreichen Ortspartriciern zu verderben, die Wirthe gegen sich aufzureizen, welche überhaupt eine große Rolle bei den Pfarrwahlen spielen. Man fürchtet sich vor der Wahlreputation, daß diese ein schlechtes Zeugnis über den Geistlichen hören möchte. Das wirkt auf den Charakter der Geistlichen immer sehr schlimm, denn Manche wünschen auch eine Ortsveränderung, oder eine Besserstellung, und die Rücksicht auf ihre Familie wiegt weit schwerer, als alles Andere, denn wir sind Menschen.

Zum vierten, die Pfarrwahl bringt viele Geistliche um die gewünschte Ortsveränderung und Besserstellung, wenn auch durch die Centralpfarrliste eine gewisse Besserstellung bewirkt werden kann. Eine Ortsveränderung von Zeit zu Zeit ist meistens sehr zu wünschen. Es ist eine Joyale, wenn man sagt, es sei von großem Segen, wenn ein Geistlicher lange in einer Gemeinde bleiben könne. Ich bin jetzt in der vierten Gemeinde, und es ist mir immer recht erwünscht gewesen, nach 10 Jahren, oder auch früher, den Wanderstab in die Hand zu nehmen. Das ist eine Erfahrung, welche die meisten Geistlichen machen, und es ist auch gut so. Denn es kommt durch diesen Wechsel sowohl in die Geistlichen selbst, als auch in die Gemeinden, neues Leben, man steht dann seinem Amte wieder mit frischer Kraft vor. Es gibt auch Fälle, wo es den Geistlichen, wie den Gemeinden nur erwünscht sein kann, wieder auseinander zu kommen. Ich war selbst ein Mal in einem solchen Fall aus politischen Gründen (im Jahre 1849) und habe mit Freuden den Wanderstab ergriffen, aus der betreffenden Gemeinde fort in eine andere zu kommen. Aehnliche Fälle, wenn auch nicht politischer Natur, kommen aber immer noch vor. Deshalb ist es recht gut, wenn eine Ortsveränderung von Zeit zu Zeit ermöglicht wird. Das verhindert aber die Pfarrwahl. Es ist nicht nöthig, dies näher auszuführen, die Thatsachen sprechen. Eine Anzahl von Geistlichen bleibt auf ihren Stellen sitzen, und die Aufbesserungen aus der Centralpfarrliste beständigen das.

Was nun die Besserstellung durch die Centralpfarrliste betrifft, so ist dies recht schön, aber was man dem einen gibt, nimmt man dem andern. Darum gibt es auch keine guten Pfründen mehr. Was eine Pfründe über das Classeneinkommen ihres Amtsinhabers abwirft, das fließt in die Centralpfarrliste. Ein Familienvater hat daher heute in höheren Jahren keine Aussicht mehr auf eine gute Pfründe, er kann seinen Hinterbliebenen keinen Nothpennig mehr zurüchlassen. Es ist dahin gekommen, daß:

Zum fünften dadurch der ganze historische Rechtsstand der Pfründen eine wesentliche Veränderung erlitten hat. Der oberste Grundsatz des Pfründerechts nach dem Kirchenrecht

ist der: Das Beneficium ist mit dem Amte unzertrennlich verbunden. Ich habe dies vor 4 Jahren auf der Synode ausgesprochen, und der Herr Abgeordnete Lamey hat mir damals erwidert, daß dieser Grundsatz noch bestehe; allein er besteht nur, wenn der Amtsinhaber die ganze Pfründe genießt. Dieser Grundsatz ist auch in unsere Partikulargesetze übergegangen; darnach soll also einer eine ganze Pfründe haben, und nicht eine halbe u. s. w. Es ist folglich hier das historische Recht, das ganze Herkommen, der Pfarrwahl zum Opfer gebracht worden, und hat man ein Mal so wesentliche Veränderungen eintreten lassen, so weiß man auch nicht mehr, wo dies aufhören wird.

Zum sechsten verbreitet die Pfarrwahl einen unerträglichen, gemeinschädlichen Nepotismus der angesehenen Dorf- und Stadtbewohner und Geldprogen. Dafür liegen Beweise genug vor. Es ist viel würdiger für die Geistlichen gewesen, an der Thüre des Herrn Oberkirchenrathsdirektors, oder der Herrn Oberkirchenräthe, oder weiter hinauf statt weiter hinunter, bei dem obersten Bischof anzuklopfen, sein Anliegen vorzutragen, und um freundliche Empfehlung zu bitten, anstatt jetzt bei angesehenen Einwohnern der Gemeinden durch Amteute, Schullehrer und reiche Bauern um geneigtestes Gehör bitten zu lassen, oder einen Bürgermeister zu Gnaden zu gewinnen. Das ist wahrlich eines Geistlichen nicht würdig, es ist aber schon oft vorgekommen. Lessing sagt irgendwo: wenn du zwischen zwei Uebeln zu wählen hast, so wähle das geringere. Ich sage nicht, daß der Oberkirchenrath ein Uebel ist, nein im Gegentheil; aber das ist gewiß, wenn man überhaupt wählen soll, so wähle ich doch lieber den Oberkirchenrath als die Behörde, die mir eine Pfarrei überträgt, und die mich am richtigsten beurtheilen kann, als die angesehenen Dorf- und Stadtbewohner, oder die Herrn Agitatoren des ganzen Kreises.

Das sind meine Erfahrungen, und es ist mir lieb, daß ich sie habe aussprechen können. Ich bin ein entschiedener Gegner der Pfarrwahl von Anfang an gewesen, und bin es heute wo möglich noch viel mehr. Ich bin entschlossen dafür, daß dieselbe wieder aufgehoben werde. Nur noch Eins möchte ich bemerken. Der Herr Abgeordnete von Lörrach hat vorhin gesagt: Unsere Gemeinden werden im Gefühl des allgemeinen Priesterthums das Recht der Pfarrwahl festhalten und nicht so leicht mehr aus den Händen lassen. Ja, meine Herren! Dieses priesterliche Recht wird schön ausgeübt. Man darf nur in die Säcken gehen, wo über die Pfarrwahl verhandelt wird, wovon vorhin die Rede gewesen ist, und darf sehen und hören, was das für Priester sind. Schöne Priester! Das sind diejenigen Priester, die gerade dafür sorgen, daß der geistliche Stand recht herabgesetzt wird. Jetzt habe ich gesprochen.

Correspondenzen.

Bom Oberland, 21. Okt. Mit welcher entseßlicher Theilnahmslosigkeit die mit so vielem Gepränge auftretende Ultrakatholikenbewegung bei dem Publikum, bei dem Volk aufgenommen wird, davon liefert Wien ein interessantes Beispiel. Dort hat der Gemeinderath den Gegnern der Infallibilität die Salvatorkirche eingeräumt und auf den 14. Oktober deren Uebergabe an dieselben angeordnet. Man sollte glauben, daß ein solches Ereigniß bald Wien auf die Beine gebracht hätte, um so mehr als die Wiener im Augenblick politisch so erregt sind und das Ministerium Hohenwart nicht am Wenigsten wegen seiner ultramontanen Gesinnung nicht leiden mögen. Ganz das Gegentheil. Nur wenige Leute stellten sich ein, als zuerst der infallibilistische Vater Anrim zum letzten Male die Segenmesse in der Kirche las, das Tabernakel wegnahm und das ewige Licht auslöschte, und als wenige Minuten nachher der ultrakatholische Priester Pater Anton eine Predigt hielt, ein neues Tabernakel hinstellte und das ewige Licht wieder anzündete. Er hielt eine Predigt, worin er das Urchristenthum mit der ultrakatholischen Bewegung zusammenstellte. Hierauf las er eine lateinische (!) Messe, während ein Gesangsverein deutsche Lieder sang. Der ganze Akt hatte die Wiener ziemlich kalt gelassen. Nur außerhalb der Kapelle hatte sich eine größere Anzahl „Volk“ eingefunden, das dem „würdigen Priester“ Anton ein dreifaches „Hoch“ ausbrachte. — Es ist betäubend, daß die ultrakatholische Bewegung bis jetzt nicht tiefer im religiösen Gemüth begründet ist. Wenn das Protestiren nur ein aus der Vernunft stammendes Verneinen ist gegen auffallende Mißbräuche in Lehre und Ordnungen der römischen Kirche, womit aber zugleich das Positive-Christliche verworfen wird, so hat es keine andere Wirkung, als daß es einerseits den freimaurerischen Unglauben, andererseits eine um so finstere Bigotterie befördert. Das tieferregte religiöse Gewissen findet seine Befriedigung allein im Evangelium.

Aus Baden. Der evangel. Oberkirchenrath ladet die Kandidaten der Theologie ein, außer der am 13. November beginnenden theologischen Prüfung auch die Staatsprüfung in den allgemein wissenschaftlichen Fächern zu machen und bietet sich zur Vermittlung der Meldungen zu demselben an. Ebenso sind vom Oberkirchenrath diejenigen Vikare, welche in den früheren Prüfungen beim Oberkirchenrath die allgemein wissenschaftliche Prüfung bestanden, und deshalb die staatliche Prüfung ignorirt haben, ersucht worden, nachträglich die staatliche Prüfung zu bestehen, um einem Conflict mit der Staatsregierung bei ihrer definitiven Anstellung zu entgehen. Er stellt ihnen eine rücksichtsvolle milde Behandlung in Aussicht. Nachdem diese Vikare beim Oberkirchenrath in den allgemein wissenschaftlichen Fächern bestanden sind, würde es allerdings ein eigenthümliches Licht auf die Kirchenbehörde werfen, wenn diese Kandidaten bei der staatlichen Behörde in denselben Fächern durchfielen. — Zu bedauern ist nur, daß die letzte Generalsynode den Oberkirchenrath in seinem früheren Vorgehen, worin er das Recht und die Würde der Kirche zu wahren suchte, so wenig anerkannte und stärkte. Möge der Zweck der Generalsynode, durch dieses entgegenkommende Verfahren der Staatsregierung eine demüthigende Verlegenheit zu ersparen

und sie aus freien Stücken zur Aenderung des Prüfungswesens zu bewegen, erreicht werden.

Bom Rhein, 25. Okt. Am 24. Oktober wurde die Diözesansynode in Schoysheim abgehalten. Sie wurde vom Vorsitzenden mit Rede und Gebet eröffnet. In derselben wird hervorgehoben, daß zwar ein politischer Friede errungen ist, aber auf dem kirchlichen und socialen Gebiete gekämpft wird, auf erstem zwei Richtungen einander gegenüber stehen, welche ohne faulen Frieden nicht vereint werden können, besser als ein solcher ist ein offener Kampf. Eine brennende Frage ist die Arbeiterfrage, communisistische Tendenzen beherrschen die Gemüther, das Gespenst des Communismus schritt in den Straßen von Paris umher, Mord und Brand verbreitet. Suchen wir daselbe zu verschuchen durch die wirksamsten Mittel, indem wir, Geistliche und Kirchengemeinderäthe zum Besuche des Gottesdienstes, zum heilighalten des Sonntages und zum Gebet ermahnen. Gute Kindererziehung hat den guten Grund in die Kinderherzen zu legen, die Arbeit der Schule in derselben sollte mehr von den Eltern getheilt werden; nachtheilig ist hier das geschäftliche, die Kraft und Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch nehmende Leben, die Kinder treten zu frühe aus dem Elternhause in dasselbe ein, fachen der Elternautorität zu entgehen. Möchten die Eltern ihren ersten Pflichten den Kindern gegenüber besser eingedenk sein. — Herzliches Gebet reiht sich an. Hierauf erstattete Pfarrer Fischer den Bericht, welcher 3 Punkte betonte: 1) die stattgehabten Erneuerungswahlen; 2) die Opferwilligkeit im vergangenen Kriege; 3) die Kinderzucht. Die Bethheiligung seitens der Urwähler war zwischen 14 und 16 % schwankend, die Filialien haben sich meist mehr betheiligt, als die Muttergemeinden, hieraus soll nach der Ansicht der Synode kein Schluß auf bessere Kirchlichkeit gezogen werden. Die Ansicht wird geäußert, daß wohl die geringe Bedeutung einer Filial-Kirchengemeinde-Versammlung Grund sei, es werde der Kirchengemeinde-Versammlung überhaupt, die Pfarrwahl ausgenommen, nicht der verfassungsgemäße Werth beigelegt. Bessere Wahlbetheiligung soll den Gemeinden empfohlen werden. 2) Ueber die Opferwilligkeit, die Aeußerung des patriotischen Sinnes der Gemeinden ist nur Erfreuliches zu berichten, jedoch dürfen wir uns wohl keinen sanguinischen Hoffnungen über die Wirkungen der verfloßenen so ernsten und schweren Zeit in religiös-sittlicher Beziehung hingeben. Die Synode erwägt die Frage, ob nicht die Bitte an Oberkirchenrath um Festsetzung eines jährlichen Gedentages gerichtet werden sollte. Die Mehrheit entschied sich für das Abwarten eines Vorgangs der Behörde. 3) Die Kindererziehung wird sehr eingehend behandelt. Es kommt hier der Unterschied zwischen Stadt und Land, Fabrikbevölkerung und Landwirtschaft treibenden in Anschlag; beiderseits sind aber die unstillen Einflüsse sehr groß, die Jugend ist vielfach einem unordneten lustreichen Leben hingegeben, Ungehorsam, Wirthshausbesuch, Nachschwärmerei sind hervortretende Untugenden derselben. Pflege der Religion, der Gottesfurcht, Verhütung alles Vergernisses ist heiligste Pflicht der Eltern und Erwachsenen. Zwei Anträge von Pfr. Kaupp, betreffend die Christenlehre und die Vereiniung der ortskirchlichen Fonds veranlaßten Tagesordnung, da neustens die Behörde gesprochen. Pfr. Fischer berichtete mündlich noch über die kirchlichen Vereine, in Erwägung des vielen Gebens in der verfloßenen Zeit tritt Erfreuliches zu Tage. Zum Schlusse wurde gewählt: Pfr. Fischer und Fabrikant Gretter, welche auszutreten hatten, wurden wieder gewählt als Ausschüßmitglieder, ersterer als Stellvertreter des Dekans. Der Vorsitzende schloß mit Gebet.

Die Berliner Oktober-Versammlung.

Unsere Leser werden mit besonderem Interesse die Worte vernehmen, welche der Teilnehmer aus Baden in den wichtigen Tagen vom 10. bis 12. Oktober sprechen durfte. Auf unsere Bitte theilte uns Herr R. Metz von Freiburg dieselben mit.

Am 10. Oktober sprach er in der Discussion über das Ahlfeld'sche und Frommel'sche Referat über die Frage: „Was haben wir zu thun, damit unser Volk ein geistiges Erbe aus den großen Jahren 1870 und 1871 verbleibe“ etwa Folgendes:

Hochwürdige Versammlung!

Die Borredner haben Saiten angeschlagen, welche in mir einen Nachklang haben. Es freut mich, daß der letzte Redner der katholischen Kirche in einer freundlichen Weise Erwähnung gethan hat. Ich finde es sehr am Plage, daß von dieser evangelischen Versammlung ein Gruß an die evangelisch-gesinnten Katholiken gesendet werde. Der zweite Borredner aus Gens hat uns den größten Vorwurf gemacht, der uns als evangelische Versammlung Deutschlands nur gemacht werden könnte. Er hat gesagt, man freue sich in den Kantonen der Schweiz nun wieder auf ein „evangelisches Deutschland“ hinblicken zu können, bis jetzt seien Deutschland und Nationalismus fast gleichbedeutende Begriffe gewesen. Welch ein Vorwurf für uns, meine Brüder! und wir müssen ihn ruhig hinnehmen, weil er wahr ist.

Als vorhin die Ermahnung gegen Andere gerichtet wurde: „das Wort sie sollen lassen stahn“, da dachte ich, wie wohl können wir diese Ermahnung für uns selbst gebrauchen. Wie müßte es anders aussehen in der evangelischen Kirche, wenn wir, ja wenn die Evangelischen Deutschlands, das Wort, das ganze Wort stehen lassen, und uns zur Regel nehmen würden.

Doch ich komme zurück auf das, was ich eigentlich sagen wollte. Ich komme aus dem Lande Baden und kann versichern, daß dort viele evangelisch-gesinnte Herzen diese hohe Versammlung segnend grüßen. Unter Baden an den ehemaligen deutschen Grenzmarken gelegen, hat im letzten Kriege lebhafteren Herzschlag gehabt als der Norden Deutschlands. O wie waren die ersten Wochen so schwer, als wir die Festung Straßburg mit vielen französischen Truppen versehen, uns aber von deutschen

Truppen ganz entblößt wußten. Zu den vom Vorredner Professor A h l- f e l d angeführten Thaten Gottes, füge ich auch jene That hinzu, daß die Franzosen nicht in unser offenes Land herüberkommen durften, und daß der Krieg sofort in ihr Land geworfen wurde.

Ich hatte mir auch einige Gedanken aufgezeichnet, welche ich hier aussprechen wollte, aber nach dem schon Gesprochenen kann ich sie alle durchstreichen. Das Beste, was ich sagen wollte, ist zu meiner großen Freude schon gesagt. In der That, das ist das größte geistige Erbe, welches unserm Volk aus den Kriegsjahren 1870 und 1871 erblihen kann, daß die Siegesfahne Jesu Christi unter uns reicher, voller und allgemeiner entfaltet werde, und daß das Wort Gottes wieder treuer auf den Leuchter gestellt werde. Haben wir diese Fundamente, so erbaut sich alles andere Segensreiche darauf von selbst und insbesondere die heute mit Recht als so wichtig erkannte Sonntagsfeier, und ebenso die mit der Liebe Christi in die Hand zu nehmende soziale Frage.

Lassen Sie mich noch eines aussprechen. Noch nach der Kriegser- klärung war einer meiner Söhne in Paris und ging mit einem geborenen Pariser durch die Straßen, ihn aufmerksam machend auf die obfrönen Inschriften an einzelnen Häusern, welche ja ganz gegen alle Religion verstoßen. Das stört hier Wenige, erwiderte der Franzose, denn in Paris sind drei Viertel aller Männer Atheisten. Welch ein Zustand! Aber, meine Brüder, wie siehts bei uns aus? Ich frage, ist nicht in unserer Zeit das der feinste Atheismus, wenn man den Sohn nicht anerkennt, denn „Wer den Sohn nicht hat, hat auch den Vater nicht.“ Und ist nicht diese Verwerfung des Sohnes sehr weit verbreitet, nicht nur bei uns im Süden sondern auch hier im Norden! Vorgesestern reiste ich mit einem Gutsbesitzer aus Ostpreußen, welcher sagte: „nun, im letzten Krieg sind doch auch den Blindesten die Augen aufgegangen, daß es noch eine Regierungsgewalt dort oben gibt.“ Ja, erwiderte ich, das ist gut, aber nicht Viele wissen, daß dieser oberste Regente Jesus Christus heißt! Auf diese Bemerkung hatte der Mann auch nicht eine Silbe zur Antwort.

Ich wiederhole, für den Norden und für den Süden unseres Vater- lands gibt's kein besseres geistiges Erbe aus diesen fürchterlichen Jahren, als daß die Siegesfahne Christi und das Wort Gottes unter uns zu treuerer Nachfolge vorgelegt werde. Diesen Segen schenke uns der gnä- dige Gott.“

(Schluß folgt.)

Noch einmal der schwarze Doktor.

In Nr. 25 haben wir aus den „Bausteinen“ (dem sächsischen illu- strirten Monatsblatt für innere Mission) eine Nachricht über einen barm- herzigen Samariter aus den Schwarzen auf dem Kriegsschauplatz mit- geteilt. Derselbe Berichterstatter theilt in Nr. 38 noch Folgendes mit:

„Ich durfte Anfang Juni an der Stelle stehen, an der seine Ge- beine ruhen. Ergreifendes habe ich dort erfahren. Man erzählte mir: „Er war ein edler Regier. Der volle Typus des Afrikaners war an ihm ausgeprägt. Aber sein Gesicht hatte durchaus einen schönen, idealen Zug. Ueber sein Antlitz lag immer ein Glanz heller Begeisterung aus- gebreitet, welcher Keinem entging, der ihn ansah. Er war ein Mann von praktischem Blick bis ins Kleinste, voller Mächtigkeitskraft, und dabei hatte er doch Etwas an sich, daß es uns war, als schritte sein Fuß leichter über die Erde, als der unsere, und als wäre er immer über das Reich des Gewöhnlichen hinausgehoben. Er war ein tüchtiger Arzt, und die Mathematik, in der er ein Meister war, war seine Lieblingswissenschaft. Aber so klar, wie irgend ein mathematischer Lehrsatz, so einfach klar war ihm sein christlicher Beruf: daß es seine Pflicht, nichts weiter als seine Pflicht sei, um seines Heilandes Jesu Christi willen, den er glühend liebte, zu helfen, wo und wie und wann er könne. Drum übte er auch solch eine Nacht über die Her- zen, drum hatte sein einfaches Wort solch eine Wirkung — er verkündete Jesum nicht allein durch die von ihm vertheilten, zum Theil von ihm selbst verfaßten Schriften, sondern auch durch ungesuchtes, fröhliches Zeugniß — bisweilen, wenn er am Lager seiner Schwerverkranken stand und emsig zart für ihre Bedürfnisse gesorgt hatte, begnügte er sich, den frommen Blick auf den Leidenden geheset, mit der Hand nach oben zu weisen, und den Namen „Jesus“ in dem er sein Heil gefunden, nur zu nennen — aber Blick und Wort und Geberde war der eine Ausdruck des vollen Herzens, und Jeder verstand ihn. Und wenn er dann — man hätte meinen sollen, zum Tod ermüdet — von seinen Wanderungen heimkehrte, war er der Frischeste unter uns und unermüdet, noch die Theilnahme seiner englischen Landesleute für unsere Armeen aufzurufen. Und dieser Mann starb uns, als die Noth am größten war. Da war's uns nicht anders, als müßten wir nun aller Hoffnung, helfen zu können, entzagen, als sollten wir sprechen: „Nun ist's aus.“ Aber wie ward unser Kleinlaut beschämt! Wie sollten wir des Wortes über ihn ge- denken: „Dieser Jünger stirbt nicht.“ Ja, er lebte und er wirkte noch im Tode, fast mehr noch als zuvor.“

Dies ging so zu: Der französische protestantische Prediger Sedans, Namens Gulden, in dessen Hause Dr. Davis und auch unser Bericht- erstatter gastliche Herberge hatten (später auch ich) und dessen Haus recht eigentlich der Mittelpunkt der christlichen Liebesthätigkeit in und um Sedan war, hatte vom Tode des Dr. Davis nach England berichtet; Freunde von ihm kamen zum Begräbniß und nahmen die Kunde von der traurigen Lage der Bevölkerung in den Dörfern bei Sedan mit heim; P. Gulden reiste auch selbst nach England, wo Dr. Davis so viele Freunde und Verehrer hatte, und wie zum Liebesgedächtniß für den Todten sandten diese immer neue reiche Mittel, durch die P. Gulden die von Jenem begonnenen Hilfen nicht bloß fortsetzen, sondern auch erweitern

konnte. Auch in andern Sinne lebte er weiter. Für die armen, denen jene Hilfen zu Theil wurden, gab es, wenn es noth war, keine ein- dringlichere Mahnung, als: „Wenn das Dr. Davis wüßte!“ und alle jene Obdachlosen, Kranken, Armen sahen in jeder Gabe, die sie er- bielten, bis auf diesen Tag noch immer die milde Hand des „schwarzen Doctors.“ Ihm dankten sie Alles. „Es ist uns Allen“, sagte man mir, „als wandte er noch als ein Lebendiger unter uns.“ Wahrlich, welch' eine erhebende Erfahrung von dem Wort: „Er stirbt nicht!“

Die von Dr. Davis errichtete und von der unermüdeten Schwester des P. Gulden geleitete Suppenanstalt befand sich in den von einer Katholikin überlassenen freundlichen Räumen eines Hauses von Balan (zwischen Bazilles und Sedan). Hier haben bis in dieses Frühjahr täglich an 1100 Menschen aus den angrenzenden, vom Krieg so beson- ders schwer betroffenen Ortschaften ihr Mittagsbrod erhalten: da standen sie nach Ortschaften geordnet Mittag von 1/2 12 Uhr an und erhielten nach einer bestimmten Ordnung ihre Portion: Jeder gute Fleischbrühe, ein Stück Fleisch und Brod; für Kranke gab es noch besondere Stär- kungsmittel, und für die Kleinen gab es Milch. Welche Summen dies Unternehmen gekostet, kann Jeder denken. Aber es hat nie am Nöthigen gemangelt! Und welcher Segen ist hiervon ausgegangen! Aerzte be- haupten, es sei lediglich das Verdienst dieser Anstalt, daß die von Flüchtlingen überfüllten, verarmten Dörfer dort auf dem blutgedüngten Schlachtfelde nicht die Brutstätten der verheerendsten Epidemien geworden seien, und daß diese unglückliche Bevölkerung, insbesondere auch die zarte Jugend, den harten Winter so glücklich überstanden habe. Das ist der Herr gewesen, der die Werke der Seinen zu segnen weiß — bis über Tod und Grab. Als im Frühjahr wieder Arbeit und dadurch die Noth geringer ward (den Frauen jener Dörfer besorgte während des ganzen Winters und noch jetzt gleichfalls das protestantische Pfarrhaus von Se- dan Arbeit und Verdienst), konnte die Zahl der Suppenempfänger ver- ringert werden (Anfang Juni sand ich deren noch 5—600). Es war dies aber, um Niemand zu betrüben, nur dadurch möglich, daß man die Anstalt auf einige Zeit schloß und dann erst auf Grund neuer Erlau- digungen über das noch vorhandene Bedürfniß neu begann. Als jener Schluß erfolgt war, kam eines Tages ein Zug von Frauen und Kindern vors Pfarrhaus in Sedan. Es waren, in ihrem besten Sonntagsgleid, die Frauen und Kinder (auch Männer hatten sich angeschlossen) aus je- nen Dörfern. Sie wollten ihren Dank abtatten, und zwar — indem sie die Familie Gulden baten, sie an's Grab des Doctors Davis zu führen. Und so bewegte sich denn der lange, seltene Zug hinaus auf den protestantischen Kirchhof, der in einer Vorstadt von Sedan liegt (etwa 1/2 Stunde vor dem Thore) und hier schmückte je eine Frau aus jedem Dorfe — unter vielen Thränen, die wahre Liebe und Dankbarkeit weinte — das einfache schwarze Kreuz, das das Grab bezeichnete, nach der in Frankreich üblichen Sitte, mit einem besonders schönen Todten- kranze. Der Familie Gulden, die von dem ganzen Gedanken vorher Nichts wußte — die Frauen hatten die Kränze auf gemeinsame Kosten gekauft — war dies der schönste Dank für alle eigene Mühe. Jeder der Kränze aber trug den Namen eines der Dörfer eingewirkt: Balan — Bazilles (das bekannte) — La Moncelle — Daigny (Orte, an denen während der Schlacht des 1. September die Sachsen kämpften).

Ich sah die Kränze noch. Die reformirte Gemeinde läßt jetzt zum Zeichen ihres Dankes dem Todten ein prächtiges Denkmal errichten. Mir that's weh, daß dann jenes einfache schwarze Kreuz verschwinden sollte, an dem nur die wenigen Worte standen: „le bon docteur noir“ d. i. der gute schwarze Doctor. Ja wohl: das Gedächtniß des Ge- rechten bleibt im Segen! Ja wohl: „Er stirbt nicht!“

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Friedrich Gutsch.

Missionsfest in Kleinsteinbach.

Freitag, den 10. November, Nachmittags 1 1/2 Uhr. Herr Dr. Gundert von Calw hat seine Mitwirkung zugesagt.

Stelle-Gesuch.

Eine stille und fleißige Leberstöchter auf dem Lande, 27 Jahre alt, in weib- lichen und häuslichen Arbeiten wohl erfahren, sucht eine Stelle als Stütze einer Hausfrau in einer christlichen Familie, oder auch bei einer einzelnen Dame. Die- selbe sieht weniger auf gute Belohnung, als auf gute Behandlung. Nähere Aus- kunft ertheilt die Expedition d. Bl.

Bei Friedrich Gutsch in Karlsruhe ist erschienen:

Die Bereitschaft des Christen.

Ein Vortrag über Lucas 12, 35,

gehalten

im Diakonissenhause zu Karlsruhe,

den 29. November 1870

von

Flatter Blumhardt.

Nach Nachgeschriebenen vervollständigt.

Preis 9 kr.

Karlsruhe. Druck und Verlag bei Friedrich Gutsch.